



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Fall Jacobsohn

Jacobsohn, Siegfried

Charlottenburg, 1913

III

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71777)

III

Wien

1904. 18. Dezember. Glaubst du, ich komme zum Schreiben? So viele neue und interessante Eindrücke, die mich bedrängen und sich überdies zum Teil nicht gleich übermitteln lassen. Am liebsten spaziere ich langsam um die ganze Ringstraße herum, weide die Augen auf alten Barockbauten von höchster Reife des Geschmacks und genieße mit allen Nerven dieses überraschende Erlebnis: plötzlich nicht mehr zu arbeiten, an Arbeit gar nicht zu denken. Ich bin nur gespannt, wie lange mir diese Oblomowerei wohl tun wird, wie lange ich sie aushalten werde.

19. Dezember. Ich habe versprochen, täglich zu schreiben, aber nicht, daß Du täglich dieses Schreiben erhältst. Dafür hätte nämlich die oesterreichische Post zu sorgen, und die ist bei weitem nicht so zuverlässig wie ich, ja nicht einmal so zuverlässig wie die deutsche Post. Überhaupt herrscht hierzulande, wie ich jetzt schon sehe, eine beträchtliche Schlamperei, und für unsre norddeutsche Akkuratesse kann die ganze Tünche von Liebenswürdigkeit und schmeichlerischem Kiß-d'-Hand-Wesen nicht entschädigen.

22. Dezember. Mir ist sehr philosophasterisch zu Mute. Nicht erst hier und heute, sondern schon seit fünf Wochen. Aber hier und heute besonders. Vieles, was ich bisher ungeprüft hingenommen habe, ist mir zum Problem geworden. Und das ist gut so und soll so bleiben. Der Abschluß meiner Kindheit, wie ich den zwölften November von Anfang an bezeichnet habe, war ein bißchen unsanft, aber lehrreich und heilsam. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Mein Hirn gährt von Zukunftsplänen, literarischen und persönlichen; allein, so lange die Gärung noch so heftig ist wie jetzt, will ich doch lieber nichts verlauten lassen. Bie hat mir einmal erklärt, ich sei eine beängstigende Mischung von Kind und Greis. Ich erwiderte, daß ich dieser Mischung durch einen immer wachsenden Zusatz von Mann ihre Schrecken schon nehmen werde. Poppenberg legte mir dazu die Hand auf den Scheitel, liebevoll

lächelnd, als wollte er sagen, daß ers fürs erste nicht recht glaube, aber mir wünsche. Wenn ich wieder in Berlin bin, wird er sehen, wie schnell seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind.

26. Dezember. Was die Menschen hier zu meinem ‚Fall‘ sagen? Dasselbe, was von den Berlinern die vernünftigeren sagen: sie betrachten ihn ‚sachlich‘ als unerheblich, ‚persönlich‘ als einen Prüfstein, eine Kraftprobe, und haben durchweg das Zutrauen, daß ich die Probe bestehen werde. Was L. sagt? Nun, gar nichts: denn für sie existiert kein Fall Jacobsohn — von dem sie tatsächlich vor meiner Ankunft nichts gewußt hat, die glücklich Zurückgezogene — weil für sie immer nur ein Mensch Jacobsohn existiert hat. Ihr Frau'n verdient, daß man Euch Tempel baute!

24. Dezember. Ich habe hier nur Festtagsfreuden. Sieh diese beiden Zettel an und versuche, die Genüsse zu ermessen, die sich daran geknüpft haben. Die Oper! Mahler! Das Orchester! Die Inszenierung! Spiel und Gesang! Die Gutheil-Schoder! Am Abend vorher Girardi: es läßt sich eine Zeitlang hier leben.

27. Dezember. Nach Neujahr^m will ich mit Schnitzler, der dann sein neues Drama fertig hat und einen Monat ausruht, Entdeckungsreisen in Wien und um Wien herum unternehmen. Schnitzler: ein wundervoller, tiefer und reicher Mensch, ein wahrer homo humanus. Wie er lebt: das ist die Erfüllung meines Traums. Ganz weit draußen in der Vorstadt, den Leuten schwer erreichbar, den Blick auf Bäume, in einem Arbeitszimmer, das ein Kunstwerk ist. So muß ichs auch einmal haben. Und ich kriegs!

29. Dezember. Gestern im Carl-Theater: Der Schatzmeister, eine Operette. Ich sehe in Berlin solche Schmarren nicht, weiß daher nicht, ob sie bei uns möglich sind: ein ärgerer Tiefstand scheint mir nicht denkbar. Überhaupt die Stagnation in dieser Stadt! Wenn es in Berlin täglich heißt: Sie, das müssen Sie anders machen — so!, heißt es hier: Aber das haben ja Euer Gnaden immer so gemacht — warum wollens denn das anders machen?! Wie einem in Berlin täglich der Fortschritt und seine Notwendigkeit in die Ohren gehämmert wird, so wird man in Wien förmlich zum Stillstand gezwungen. Dort heißt es: Alles fließt — hier heißt es: Alles steht still! Seit dreißig Jahren spielt ein und dieselbe Dame an der Burg die Ophelia, kriegt sie an ein und derselben Stelle ihren Applaus, sitzt sie, trotzdem sie am Schluß bereits in ihrer Wohnung sein könnte, bis zum Schluß im Theater, um ihre Opheliablumen unter die harrende Menge zu verteilen. Ein paar Wochen wird mich das amüsieren; aber bei dem Gedanken, hier etwa bleiben zu sollen, wär' ich gleich auf der Stelle tot.

1905. 1. Januar. Das alte Jahr schloß schön. ‚Die Fledermaus‘ in der Hofoper. Ich habe ja gar nicht geahnt, welch ein Meisterwerk diese Operette ist, bevor sie mir durch dieses absolut vollkommene Orchester und diese unübertrefflichen Sänger aufgeschlossen wurde. Man tanzt beseligt nach Haus und sieht die Zukunft im rosigsten Licht. Johann Strauß als Juchhe-Optimist oder die Psychologie der Gründerjahre — ein Kapitel Kulturgeschichte.

2. Januar. Am Nachmittag ging ich gestern ins Café Central, um Alfred Polgar ein möglichst gutes neues Jahr zu wünschen. Das ist ein wunderbarer Kerl, als Mensch wie als Schriftsteller. Ein zersplissener, hypersensitiver Kunstempfinder, von einer Morbidezza des Wesens, die mich bestrickt, und einer dichter- gleichen Kraft, die verschwebendsten Nuancen einzufangen. Wenn ein Stilist dieses Ranges ein Jahr in Berlin sitzt, ist er eine deutsche Berühmtheit. Hier kennen ihn zehn Literaten. Freilich arbeitet er nicht, wenigstens nicht in unserm Sinne, sondern spielt am liebsten Schach. Aber das ist eben Wien. Gott bessers oder ich, sobald ich wieder in Berlin bin. Denn so wenig wie Willi Handl werd' ich diesen Polgar jemals aus den Augen verlieren.

Am Abend: Die lustigen Weiber von Windsor. Hab' ich geschwelgt! Was sind diese Opernvorstellungen für Andachten! Das herrliche Haus erhöht den Genuß: man ist bei Kaisers, aber da die Herrschaften nicht anwesend sind, ist es ganz ungezwungen, und nichts lenkt von der überirdischen Musik ab.

4. Januar. Gestern: Figaros Hochzeit. Mahler selbst. Über alle Begriffe. Heute Burgtheater und morgen bei Schnitzler. O, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein. Man muß nur das Talent haben, nicht in die Gruben zu fallen, die andre einem graben — das ist der Lebensweisheit letzter Schluß.

5. Januar. Gestern im Burgtheater: Der Herr Ministerialdirektor. Ein veraltetes französisches Lustspiel, das ein Phänomen ist. Das Stück hat drei Akte und einen einzigen Witz. Dieser Witz steht am Schluß des zweiten Aktes und ist so gut und schlagend, daß er die Öde der ersten beiden Akte vergessen macht und gegen die Öde des dritten Aktes milder stimmt. Während dieses zweiten Aktes stürzt fortwährend ein Mann ins Zimmer des Ministerialdirektors und will etwas sagen, wird aber stets, bevor er noch einen Ton von sich geben konnte, hinausgeworfen mit der Begründung, dem Ministerium müsse man jedes Gesuch schriftlich einreichen. Beim vierten Mal schwingt er ein Schriftstück. Der Direktor: „Na, sind Sie endlich zur Einsicht gekommen? Nehmen Sie Platz!“ Und liest laut: „Ich bin der Bruder Ihres Portiers, der mir auf-

getragen hat, Ihnen im Vorübergehen zu sagen, daß es bei Ihnen brennt.“ Allgemeiner Aufstand, Vorhang, ungeheure Heiterkeit. Von den unzähligen Satiren auf den Bürokratismus ist das gewiß die stärkste und wirksamste, weil kürzeste, wortsparsamste.

8. Januar. Heute, Sonntag, von elf bis vier: bei Bahr. Wir sind uns einmal in einer berliner Premierenpause vorgestellt worden. Das war ihm Grund genug, mich in einem charmanten Brief zum Essen zu laden. Eine Wonne: weit draußen in Ober-Sankt-Veit, einem ganz dörflichen Vorort, in den man fast eine Stunde hinausfährt, eine ganz moderne Villa, voll der schönsten Möbel, Bilder, Büsten, Bücher, auf einem Hügel gelegen und mit den köstlichsten Aussichten nach allen Seiten. Der Besitzer und Bewohner voll Bildung und Anmut und Witz und Wärme. Nach Tisch erzählte er, wie ihn die berliner Meute um ‚Material‘ gegen mich bestürmt, und wie grob er geantwortet habe. Als er in meinen Kritiken ein paar Mal deutliche Anklänge an seine eigene Kritiken bemerkt, habe er sich gefreut, daß seine Arbeit nicht mit dem Tage vergangen, sondern in einem begabten jungen Menschen von offenkundiger Unterscheidungsfähigkeit haften geblieben sei. Er finde, daß man sich als Schriftsteller gar nicht mehr wünschen könne. Ich widersprach nicht gerade.

9. Januar. Auf den Bahr-Mittag folgte ein Fidelio-Abend. Und was für einer! Wie wurde gespielt und gesungen! Dieser Mahler! Und die Mildenburg, die größte dramatische Sängerin, die ich kenne. Und als Florestan der alte Winkelmann, eine rührend ehrwürdige Erscheinung. Und alle die andern!

12. Januar. Spaß macht mir, daß während meiner Abwesenheit von Berlin meine Artikel plagiiert werden. Heute bekam ich eine ergötzliche Probe, wie man eine Kritik des ‚Einsamen Wegs‘ zu einer Plauderei über die Leiden und Freuden des Winters aufarbeiten kann. Es war nicht etwa, wie Du denken wirst, eine Parodie; nein, eine ernsthafte Bemühung, aller Unähnlichkeiten zwischen Schnitzlers Drama und einer Jahreszeit Herr zu werden. Notung, Notung, neidliches Schwert — der Autor heißt auch Siegfried. Nun ja: Vornamen verpflichten.

16. Januar. Gestern: Lohengrin. Die eine von den beiden Opern Wagners, die ich nicht kannte (die andre ist ‚Rienzi‘). Von dem Werk selbst keinen tiefen Eindruck. Zu viel Meyerbeer und Mendelssohn. Aber die Aufführung groß. Über die Mildenburg als Ortrud geht nichts. Der Rest noch im ungünstigsten Falle weit über Durchschnitt. Orchester unter Mahler phänomenal. Habe fünf Stunden gestanden, gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge,

und habe am Schluß das Gefühl gehabt, [noch einmal so lange stehen zu können.

18. Januar. Im Burgtheater Paillerons ‚Maus‘, von der ich zwei Akte schaudernd und gähnend erlebte, wenn Leben für meinen Zustand während dieser anderthalb Stunden nicht ein zu kühnes Wort ist. Dieser Schlenther war eine Liebe meiner Jugend. Jetzt macht er ein Theater, daß die bessern Wiener mich für verrückt erklären, so oft ich von seinen Vossischen Zeiten lobzusingen beginne. Gewiß ist es schade, daß ein so konsequenter Kritiker als Direktor ein solcher Konzessionsmichel geworden ist; aber den Kritiker laß ich mir dadurch nicht entwerten.

19. Januar. Gestern: Bellinis ‚Norma‘. Eine fünfundsiebzigjährige Sache, die man nicht mehr aufführen sollte. Auf der Bühne Mord und Todschatz und im Orchester dazu Märsche. In der Brust der Heldin wütet wildestes Weh, und aus ihrem Munde kommen kälteste Kehlenkunststücke. Eine tragische Koloraturoper — sicherlich der schrecklichste der Schrecken. Aber rührend in diesem Wien die Pietät für den alten Winkelmann. Der Mann ist achtundsechzig, hat einen Rachenkrebs, singt asthmatisch, kennt keinen Text, macht aus „Weißes Brautbett“ — ohne Scherz — braunes Weißbett, und die Leute rasen vor Begeisterung, weil er neben matten und leeren Strecken immer irgend eine Stelle hat, wo er alle deutschen Tenöre übertrifft. Und eine solche Stelle genügt den Wienern für einen ganzen schwachen Abend. Wär' in Berlin nicht möglich.

21. Januar. Das Hauptproblem im Leben ist, jedes sogenannte Unglück in ein Glück zu verwandeln. Mir geschieht nur, was ich mir geschehen lasse. Und wenn sich jetzt erwiesen hat, daß ich blindwütig auf ein nahes Ziel am Ende einer Sackgasse losgerannt bin, so muß ich aus der Sackgasse heraus, muß eine offene Bahn suchen, mich erweitern und bereichern und für die neue Bahn die Kräfte stählen. Ich werde also über Italien nach Paris gehen und dort ein Vierteljahr bleiben.

Sankt Canzian

24. Januar. Solchen Tag hab' ich noch nie erlebt. Man steigt am Abend in den Zug nach Triest und verläßt ihn am nächsten Morgen sehr erfrischt in Divaca. (Geraten hatte mirs Rudolf Lothar, ein urkomischer Kunde, Holzbock auf Wienerisch.) Man frühstückt auf dem Bahnhof dieses slovenischen oder slawonischen Drecknestes und stapft gegen neun Uhr durch den herrlichen Wintermorgen und fußhohen Schnee tief in den Karst hinein: vorbei an wenigen Männern und Frauen, die Grüß Gott oder

Buon giorno oder dasselbe in slovenisch-slavonisch oder gar nichts sagen; vorbei an einer Kirche, die einer berliner Rotunde ähnlicher sieht als dem, was man Kirche zu nennen sich gewöhnt hat; vorbei an einer Warte, von der man in die ‚Höhlen von Sankt Canzian‘ hineinsieht. Nach Zehn ist man bei den Höhlen, kraucht drei Stunden mit einem lebendigen Führer und bengalischer Beleuchtung darin herum, ißt dann im Dorfgasthaus zu Mittag und stiefelt nach Divaca zurück. Wenn Dir aber hiernach keineswegs klar sein sollte, weswegen ich solchen Tag noch niemals erlebt habe, so sage ich Dir, daß diese ‚Höhlen von Sankt Canzian‘ das grandioseste, märchenhafteste Naturwunder sind, das meine arme Augen je erblickt haben. Allerdings: was haben sie bis jetzt erblickt!

Zwischen Calabrien und Malta

28. Januar. Meeresstille und glückliche Fahrt und mein vierundzwanzigster Geburtstag. Weißt Du noch: voriges Jahr? Tempora . . . Vorhin las ich bei Goethe: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie immer sei, macht zuletzt bankerott.“ Mich werden jetzt viele, die meisten, bankerott nennen. Ich bin es nur pekuniär. Mein Großvater — an den ich heute auch deshalb denke, weil ich mir zu meinem Geburtstag immer eine deutsche Reichsmark von ihm abholen durfte — war ein frommer Jude, der bei jedem Schicksalsschlage gottergeben ausrief: Gam se letauwo — alles zum Guten! Auch dies ist zum Guten. Ich glaube an die tiefe Gesetzmäßigkeit dieses Vorgangs. Ich glaube, daß alles im Leben seinen Preis hat. Und ich glaube, daß meine innere Entwicklung nicht billiger zu erkaufen war, als mit dem Opfer allzu schnell errungener Früchte. Ich geb' sie hin. Sie waren nicht taub, gewiß nicht. Aber sie hatten nicht das Fleisch, den Flaum, den Saft, den Duft der Früchte, denen ihre volle Zeit gelassen wurde. Ich Bäumchen war emporgeschossen, ohne zuverlässig feste Wurzeln gefaßt zu haben. Jetzt muß ich vorderhand geduldig in die Erde wachsen.

30. Januar. Vier volle Tage sind wir jetzt nicht an Land gekommen, und in dieser Zeit hat sich Winter in Sommer verwandelt. Von Triest fuhren wir bei fürchterlicher Kälte ab, die eisstarrenden Alpen in unendlicher Klarheit lange vor uns (oder eigentlich hinter uns), und heute lag ich ohne Mantel an Bord, unter mir und um mich herum das schäumende, gurgelnde, zischende Adriatische Meer, zur Linken den Horizont, zur Rechten das Festland mit den Calabrischen Alpen, über mir den strahlend sonnigen italienischen Himmel und in mir ein Herz voll unbegrenzter Dankbarkeit.

Trinket Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt. Wenn das so weiter geht, dann hab ich eine Zeit vor mir, davon zu zehren für ein ganzes Leben.

Malta

1. Februar. Nun bin ich fast in Afrika. Habe gestern den unbeschreiblich ergreifenden Eindruck des alten und den höchst merkwürdig-pittoresken des neuen Syrakus gehabt und sitze jetzt auf dem schönsten Platz von Malta, den Blick über die fünf Hauptforts der Festung hinweg aufs Mittelländische Meer, angebraten von einer tropischen Mittagssonne und umgeben von der schwellendsten Vegetation — Oliven, Orangen, Palmen. Die innere Stadt bildet das phantastischste Bild. Afrikanische Häuser und Reste antiker Denkmäler, römische Kathedralen und indische Warenhäuser, Araber, Neger, Engländer, Italiener, Ziegen, Esel und berliner Theaterkritiker. Fast alles lärmt und rennt durch einander, wird übertönt vom Schornsteingeheul der zahllosen Kriegsschiffe und ist dazu angetan, nie vergessen zu werden.

Catania auf Sicilien

2. Februar. Die Natur erreicht ihre Steigerungen mühelos und kennt keine Grenzen; aber meine Sprache ist eigentlich heute schon am Ende ihrer Ausdrucksfähigkeit. In welchen Worten soll ich Dir sagen, daß der heutige Tag der schönste war und noch ist, nachdem ich gestern und vorgestern dermaßen getaumelt habe! Denke Dir: man steigt morgens aus dem Bett auf Deck und sieht den Aetna vor sich. Ich glaube nicht, daß irgend jemand eine wirkliche Vorstellung davon geben kann, was es heißt, scheinbar auf Armeslänge einen dreitausenddreihundert Meter hohen schnee- und eisbedeckten Berg vor sich zu haben, dessen Gipfelinie sich haarscharf am Himmel Homers abzeichnet, und aus dessen deutlich sichtbarem Krater feiner Rauch steigt. Und dann die Stadt. Die erste rein italienische Stadt! Und die mir obendrein das Vergnügen bereitet, das Fest der heiligen Agathe zu feiern. Konzert in der Villa Bellini, auf jeder Piazza eine banda municipale, Konfetti, Luftballons, Fahnen mit Heiligenbildern, der Dom mit bunten Glaslampions geschmückt, jeder Balkon — und hier hat nicht etwa bloß jede Wohnung, sondern jedes einzelne Fenster einen eigenen Balkon — mit schreiender Jugend besetzt und dem ältesten Alter und das ganze übrige Catania auf den Beinen: ach, welche Lust, auf einen Nachmittag dabei zu sein! Abends Theater und um Mitternacht Abfahrt nach Messina.

Neapel

5. Februar. Aus Messina (wo die berühmten Orangen nicht zu genießen sind, weil alle guten ins Ausland gehen) fuhren wir bei strömendem Regen ab und kamen im prallen Sonnenschein nach Neapel. Diese Einfahrt — niemals kehrt das wieder! Von ihr und von dem ersten Eindruck der Stadt wurd' ich so aufgeregt, daß ich von ein bis drei Uhr nachts im Bette wach lag und am ganzen Körper zitterte. Freilich war der ‚Rigoletto‘ im Teatro San Carlo vorhergegangen. Eine solche Fülle strotzender Stimmen hab' ich noch nicht zusammen gehört. Und Bonci als Herzog! Ich habe mich sofort entschlossen, den Rest meiner Schiffskarte verfallen zu lassen, und bleibe fünf Tage hier.

7. Februar. Diese Ansichtskarten unterscheiden sich von denen anderer Städte fundamental dadurch, daß sie nicht schmeicheln, sondern im Gegenteil weltenweit hinter einer ungeahnten Wirklichkeit zurückbleiben, in der leibhaftig herumzuspazieren mir immer von neuem wie ein Traum ist. Von der Kultur dieser Stadt interessiert mich am meisten das Museo Nazionale, wo ich mich in die Antike einzugraben und auf Rom vorzubereiten suche; und die Oper, in der ich heute Leoncavallos ‚Roland von Berlin‘, morgen Puccinis ‚Bohème‘ und übermorgen Bizets ‚Perlenfischer‘ zu hören vorhabe. Das italienische Theater ist wirklich, was Goethe von Theater im allgemeinen behauptet: eine höchst merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt. Es beginnt um 21 Uhr und dauert bis 0³⁰. Das ist nach unsrer Zeit: von 9 bis 1/2 1. Während dieser ganzen vierthab Stunden ist die Kasse geöffnet, weil mancher erst um 1/2 12, das heißt: um 23³⁰ kommt. Zum Beginn ist das Haus gähnend leer, um 22 ist es halb voll und am Schluß wird es von 2900 Menschen verlassen. Diese haben während der Vorstellung mit Hut und Mantel dagesessen, den Fußboden vollgespuckt, mitgesungen, die Wiederholung fast jeder Nummer durch einen Höllenspektakel erzwungen und ihre Kinder gesäugt. Das ist buchstäblich wahr. Man nimmt hier die Halbjährigen samt ihren Ammen ins Theater mit, und wie diese dort ungeniert ihre Aufgabe erfüllen, so tun sie es auch mitten auf den Hauptstraßen. Überhaupt ist in dieser Stadt ein Gipfel der Ungeniertheit erreicht. Unsereiner ist zunächst ganz verblüfft darüber, was hier alles coram populo geschieht, kann aber dann doch nicht umhin, sich zu freuen. Dies Volk ist der Natur verwandter als wir armen verbildeten Nordländer in unsern Kasernen und unsern geometrischen Straßen.

Rom

13. Februar. Gestern zehn herrliche Sonntagsstunden mit Geijerstams. Diese Leute, er wie sie, gehören doch wohl zu dem

Besten, was Gott der Herr hat wachsen lassen. Wir hatten uns über fünf Monate nicht gesehen, also reichlich Herzen auszuschütten. Heut früh sind sie nach Florenz gereist, wohin ich ihnen in zehn Tagen folge. Hier aber bin ich furchtbar fleißig. Denn für Rom genügen nicht wie für Neapel die weit aufgerissenen Augen. Ich habe mir einen Arbeitsplan gemacht und halte ihn pedantisch ein. Anders geht es nicht. Und weil man das zu zweien und in einem gewissen Alter nicht mehr kann, darum haben Geijerstams sich hier gar nicht wohl gefühlt und aus Rom nichts mitgenommen als ein paar starke und tiefe Kunsteindrücke, während ich einen neuen innern Menschen davontrage. Ich habe andre, größere Maßstäbe für Natur und Kunst gewonnen. Ich habe entdeckt, daß hinterm Berge auch Leute wohnen, und daß ihnen das Theater nicht alles oder nicht viel oder gar nichts ist. Die gewissen Exzesse des Ausdrucks werden künftig nicht mehr möglich sein. Auch nicht mehr die Abnormität, daß einer fortwährend die dichterische Gestaltung von Menschen an einer Wirklichkeit mißt, die er gar nicht kennt. Gestern war gerade ein Vierteljahr seit meiner ‚Entlarvung‘ verflossen. Es ist gewiß das reichste meines Lebens. Ich habe eine Welt (und die gar nur einmal wöchentlich existierte) verloren und zwei dafür erhalten: die Antike und die Renaissance.

16. Februar. Ich sitze auf dem Pincio unter Marmorbüsten von Tasso, Ariost, Boccaccio und ihresgleichen. In der Ferne leuchtet die Peterskuppel. Die sonnigster Bambini spielen um meine Füße. Mächtige Pinien stoßen an den azurnen Himmel. Rechts halten in fünf Reihen neben einander die Wagen mit der römischen Aristokratie und Scheinaristokratie. Links spielen die Bersaglieri die Ouvertüre zu ‚Aida‘. Es ist eine Lust, zu leben! Und das ist nur eine Nachmittagserholungsstunde in einem fünfzehn Stunden langen, mit Kunst ausgefüllten Tage.

17. Februar. Gibt es in Berlin Winter und Sommer auch so neben einander, wie ich das heute hier beobachtet habe? Ein Platz zur Hälfte sonnig, zur Hälfte schattig. Im Schatten zwei Grad Kälte, in der Sonne fünfundzwanzig Grad Wärme. Nicht möglich, hier oder dort fünf Minuten auf einem Fleck zu stehen.

Wichtiger wäre mir allerdings, daß in der Sixtinischen Kapelle nicht drei Gerüste vom Boden bis zur Decke stünden, die jeden Gesamteindruck zunichte machen. Sie werden noch wochenlang stehen. Es soll das Schönste sein, was Rom zu vergeben hat, und darum komme ich. Nun, man kann nicht alles haben.

Der ‚Fall‘ hat mit der Verminderung meiner Korrespondenz eine große Zeit- und Geldersparnis neben vielen andern Vorteilen zur Folge gehabt. Früher hätte ich italienische Tage damit zuge-

bracht, an alle Leute, die ich „liebte“, von morgens bis abends Briefe zu schreiben. Wo sind meine Lieben geblieben!

19. Februar. Dieser Sonntag! Ganz früh ging ich zum ersten Mal in die Villa Borghese. Der Park! Riesentannen und Zwergpalmen, Gazellen und Hirsche, leider im Käfig, ein Teich mit Schwänen, Aussicht auf die Berge der Campagna, Brunnen und Statuen und — die Galerie! Das Schönste, was ich noch an Kunst hier sah. Von Tizian, Rafael und Andrea del Sarto gar nicht zu reden — eine Venus hängt da von Franciabigio, die einen ganzen berliner Theaterwinter auf- und überwiegt.

Jetzt gibts Musik. Vor meinem offenen Fenster haben erst Guitarre und Mandoline alle möglichen Volkslieder gespielt. Seitdem exekutiert ein Orchester von zwei Violinen, einem Cello und einer Klarinette den ganzen Verdi, den man in Italien hören muß, um zu erfahren, was das für ein Prachtkerl ist. Sie dürfen nicht aufhören. Und wenn ich hungrig zu Bette soll. Ich werfe immerzu Geld hinunter und verlange eine Oper nach der andern. Das geht seit zwei Stunden. Die Nachbarschaft liegt in den Fenstern und schließt Wetten, ob ich ein russischer Großfürst oder ein Hochstapler oder bloß verrückt bin.

20. Februar. Heute das Thermen-Museum. War die Galerie Borghese mein stärkster Eindruck in der Malerei, so hatte ich hier den stärksten in der Plastik. Wenn der alte Ludwig Bamberger für Hamlets „Sein oder Nichtsein“ die ganze Dramatik der Modernen hingeben wollte, bin ich bereit, für die Juno Ludovisi die ganze Plastik der Modernen hinzugeben.

Zwischendurch amüsiere ich mich, wie sich die berliner und wiener Zeitungsleute, heute noch und immer wieder, ihr bißchen Kopf über meine Zukunft zerbrechen, die so ganz unabhängig von ihren Ratschlüssen und Meinungen über mich ist.

22. Februar. Für meinen Abschiedsabend ist eine Galavorstellung der ‚Aida‘ zu dreifachen Preisen angesetzt, zu der ich mir einen Stehplatz im fünften Rang abgerungen habe, weil ich Verdi hier unten über alles lieben gelernt habe, diese Oper nicht kenne, und weil Vittorio Arimondi, ein Ingenium, singt.

Florenz

23. Februar. Nur schnell zwei Worte. Ich bin erst sechs Stunden mit der Bahn gefahren, dann anderthalb Stunden nach einem Zimmer und zum Schluß anderthalb Stunden mit den geliebten Geijerstams in dieser Stadt — ist das eine Stadt! — herumgelaufen. Nun bin ich von allem trunken (mein gewöhnlicher Zustand auf dieser Reise): von den beiden Menschen, die eine gute,

eine beste Fee auf meinen Weg geführt hat, und von La bella Firenze, das man in seiner äußern Schönheit auf dem Weg vom Bahnhof zum Arno erfaßt hat — so klein ist es, und so dicht und eng liegt alles bei einander. Morgen mehr.

24. Februar. Ich bin ein meineidiger Schuft, ich weiß. Aber es geht ja nicht, es geht ja nicht. Ich bin zehn Tage in einer Stadt, die ich mindestens ein paar Jahre nicht wiedersehen werde und die auszuschöpfen mindestens ein Jahr nötig wäre — und soll richtige Schreibbriefe schreiben. Kannst Du das verlangen? Du wirst nicht mehr verlangen. Um Dir voraus dafür zu danken, schreib' ich diesmal einen ziemlich langen Brief.

Aus Rom schied ich in dem Taumel — lache nicht, wie oft dieses Wort bei mir wiederkehrt! — in den mich die Aida-Vorstellung versetzt hatte. Alles wirkte zusammen. Ein herrliches Haus von riesigen Dimensionen, wie das meiste in Rom, festlich beleuchtet, König und Königin, große Toilette der bildschönen Römerinnen, gewaltiges Orchester, bewundernswerte Bewältigung der Massen auf der Bühne — und ein Gesang! Davon weiß man ja in Deutschland, trotz den Gästen, gar nichts. Die kleinen Leute sind wie unsre größten.

Und selbst dieser Genuß vergeht vor den Uffizien. Himmelherrgott, womit hab ich das eigentlich verdient! Um so entschädigt zu werden, hätte ich ja wirklich leiden müssen — und habe doch im Grunde keinen Augenblick gelitten, da auch die paar menschlichen Enttäuschungen zu blitzartig trafen, um weh tun zu können. Oder vielleicht taten sie zu weh. Ärzte erzählen von Schmerzen, die so groß seien, daß man sie nicht mehr fühle: daß man lache. Der ‚Fall‘ an sich hat mich bestimmt ganz kalt gelassen. Das war ich gar nicht, dem da der Prozeß gemacht wurde. Das war ein lächerlicher Popanz, den sich das dumme Volk zurechtgeflickt hatte. Was dem geschah, sollte mich verwunden? Harden schreibt mir noch heute, halb staunend, halb anerkennend, wie gut ich mich in jenen Wochen gehalten, wie ruhig und munter ich von Anfang an gewesen sei. Das weißt Du selbst am besten. Er gebraucht sogar das Wort: tapfer. Dann ist ja erst recht kein Grund, irgendwie zu staunen. Zwei Dinge fechten tapfern Mann nicht an: was er nicht ändern mag, noch ändern kann. Aber die Hauptsache war wohl: ich hatte so furchtbar viel zu beobachten. Ich kam aus der Überraschung nicht heraus. Jeder Mensch war mir ein neues Schauspiel. Unheimlich, zum Beispiel, wie Leute, die früher an meinen Lippen gehangen hatten, wenn ich über Kunst sprach, kaum mehr zuhörten. Kompetenz, Prestige, Nimbus: alles war hin. Dabei sprach ich nicht anders, nichts andres als früher. Die Leerheit, die Wesen-

losigkeit, die Gipshaftigkeit solcher Dinge wie Ruhm, Geltung, Autorität ist mir in dieser Zeit erschreckend zum Bewußtsein gekommen. Als ich am Abend vor meiner Abreise bei Reinhardt war, ließ ich mich, wie gewöhnlich, von seinem Menschenton zu Bekenntnissen aller Art aufweichen und erzählte ihm auch von diesem Eindruck. „Passen Sie auf“, war seine Antwort, „wie bald der Heiligenschein wieder wächst, sobald Sie wieder ein Stück Druckpapier zur Verfügung haben.“ Jetzt ist Ende Februar: nun, im September wird er wieder zu wachsen beginnen und — wird mir nie im Leben wieder wichtig sein.

Vorläufig freilich will sich die Wut nicht legen. In Berlin sind sie noch immer auf dem Kriegspfad, um meinen Skalp zu erjagen. Nach dreieinhalb Monaten! In denen ich keinen Laut von mir gegeben habe, und die Gefahr, daß ich je wieder schreiben werde, den meisten als beseitigt gilt. Es ist fabelhaft. Und diese Angst vor meiner Rückkehr wäre schmeichelhaft, wenn das Format der Gegner nicht zu ärmlich wäre.

27. Februar. Hier begann heute der Karneval. Aus den Fenstern fliegt Konfetti, und geschmacklos verkleidete Gestalten springen durch die Pfützen. Diese hindern mich, mir das Treiben näher anzusehen. Hinderten mich aber nicht, heute endlich den Boboligarten zu besichtigen. Auch bei strömendem Regen einzigartig. Den ‚Tasso‘ müßte man darin aufführen mit Kainz und Matkowsky und der Sorma und vor sehr wenigen, sehr ausgewählten Menschen. Regie: natürlich Reinhardt.

2. März. Furchtbar nett, sich in den ‚Lustigen Blättern‘ mausetot am Galgen zappeln zu sehen und in der schönsten Stadt der Welt herumzugehen, beispiellos herrliche Bilder zu genießen, sich blühend jung zu fühlen, tausend Glücks- und Unglücksmöglichkeiten in sich und vor sich zu haben, an was sehr Liebes in der Heimat zu denken, Maria af Geijerstam italienische Nelken zu kaufen, mit ihr die Tauben am Palazzo vecchio zu füttern und auf die Sonne zu warten, die morgen oder übermorgen oder überübermorgen oder in acht Tagen bestimmt herauskommen wird. Ach, Jugend, warum entfliehst du so schnell? — es tut dir doch keiner was. Diese Tage möchte man wirklich ins Ungemessene dehnen.

Buonarotti über allem! Die Gruft, der Brutus in den Uffizien, sein Arbeitsstübchen!

3. März. Wann werde ich wieder aus Florenz schreiben? Eine Preisfrage an das Schicksal. Wie schön ist hier alles, alles, alles! Nur das abscheuliche Wetter war ein Strich durch die Rechnung. Denn dadurch bin ich um die — Herrgott habe ich nicht schon vorgestern geschrieben, daß ich dadurch um die Umgebung

gekommen bin? Mein Gedächtnis scheint mir untreu werden zu wollen. Wenns zum Vorteil meiner künftigen Tätigkeit ist, hab' ich nichts dagegen.

Pisa

4. März. Um sieben Uhr früh bin ich heute abgefahren. Maria hatte mir eine Handzeichnung des Lionardo mitgegeben und er seinen ‚Kampf der Seelen‘. Pisa nun ist eine richtige tote Stadt, oder besser: ein totes Dorf. Man glaubt gar nicht, in Italien zu sein — so lautlos ist alles. Am äußersten Ende der Stadt, dicht an der Stadtmauer, liegt der Domplatz mit dem Dom, dem Baptisterium, dem Campo santo und dem Campanile. Der Gesamteindruck dieser vier Bauwerke, von außen wie von innen: überwältigend. Scheiden tut weh. Und schon in einer Viertelstunde geht mein Zug, ununterbrochen bis Paris. Meine übliche Aufregung vor jeder neuen großen Stadt hat sich pünktlich eingestellt, und ich habe mich mit ein paar Bänden Humoresken versehen — der einzigen Lektüre, die meine Nerven ein bißchen besänftigt.

Paris

5. März. Ich bin in meinem obligaten Ankunftstaumel, über den nichts Neues mehr zu sagen ist. Wohl aber über seinen Gegenstand, wenngleich nicht früher, als bis ich meine sechsundzwanzigstündige Reise ausgeschlafen habe.

6. März. Ich bin noch in dem Stadium des allerersten Heißhunger, wo von schriftlicher Verdauung keine Rede sein kann. Hab' Geduld. Im Lauf des nächsten Vierteljahrs wirst Du genug von dieser Stadt der Städte erfahren. Diese Dimensionen, diese Animalität, dieser selbstverständliche Geschmack und Takt!

7. März. Es ist doch zweierlei: eine französische Zeitung fließend zu lesen und einen lebendigen Pariser zu verstehen. Aber ich hoffe, auch dies werde ich bald gelernt haben. Das Theater hilft dabei natürlich viel, sowie die ganz von selbst entstehende, bei mir bereits entstandene Gewohnheit, französisch zu denken. Das heißt: sogar im Selbstgespräch unwillkürlich jeden Satz ins Französische zu übersetzen.

Meine Theaterstudien begann ich gestern mit den Foliesbergère, einer Vereinigung von Wintergarten und Metropoltheater, was Genre und Stil der Darbietungen betrifft. Die Qualität freilich ist außer Vergleich: so viel lebenswürdiger, witziger, froher, farbiger, also unterhaltender. Die Komiker sind ersten Ranges, die Sänger wären bei uns an ganz andern Bühnen, und die Frauen sind jung und schön und chic und begabt, und nicht bloß eins oder

das andre. Als ich von halb neun bis zwölf gegessen hatte, war ich bekümmert, daß es schon zu Ende war.

Ln
Du erinnerst Dich, wie erstaut ich Dir aus Wien schrieb, daß Theodor Wolff, der pariser Korrespondent des Berliner Tageblatts, mir habe sagen lassen, er würde sich sehr freuen, wenn ich ihn in Paris besuchte. Ich war erstaunt, weil ich den Mann nie gesehen, nie eine Zeile mit ihm gewechselt hatte. Nun habe ich mich gemeldet. Er hat mich in einem ungemein herzlichen Brief für morgen zu sich gebeten.

8. März. Ich lebe mich gut ein. Das Ohr schärft sich von Tag zu Tag, die Zunge wird geschmeidiger, und mein vortrefflicher Orientierungssinn kommt mir für alle Wege zustatten.

Gestern war Mardi gras, karnevalistischer Volksfeiertag. Über die Boulevards „wogte“, teils in Zivil, teils maskiert und kostümiert, eine unabsehbare Menschenmasse, die Musik machte, allerhand Ulk trieb, sich mit Konfetti bewarf, bis es zollhoch den Boden bedeckte. Was würden in Berlin dabei für Ausschreitungen vorkommen! Hier ist dergleichen ungemein harmlos. Als ich um Mitternacht aus dem Theater kam, stand die Sache noch in voller Blüte.

Ich war in den Variétés zu einer Opéra comique von Messager gewesen. Wieder konnte ich den Esprit, die Grazie, die bezaubernde Leichtigkeit der Gesamtleistung bewundern. Wenn wir etwas von der Art hätten, das so organisch aus dem Volk gewachsen ist!

Am Vormittag im Louvre. Das schwächste Wort, das ich gebrauchen könnte, klänge wie eine sinnlose Übertreibung. Das verzückteste wäre zu schwach. Heiß mich nicht reden . . . Darauf zu Theodor Wolff. Als ich von dem ‚Fall‘ anfangen wollte, winkte er ab. Er habe bei seinen Besuchen in Berlin immer meine Kritiken gelesen und bedürfe keiner Aufklärung. Ihn interessiere nicht im geringsten, wie ich zu jenen Sätzen gekommen sei — denn was das Wesen meiner Leistungen ausgemacht habe, gehöre ohne jeden Zweifel mir. In Paris solle ich ganz über ihn verfügen. Das ist um so wertvoller für mich, als ich hier keine Seele kenne. Ich würde bei meiner Aufgeschlossenheit, bei meiner Freude an menschlichen Spielarten wohl durch kein Ereignis verbittert, durch keinen Treubruch zum Misanthropen gemacht werden. Aber es ist dafür gesorgt, daß ich nicht einmal in die Gefahr komme. Zum Schluß holte er seine Frau herein, die mich für den nächsten Abend zum Essen lud.

9. März. Trotzdem mein winziges Zimmer im sechsten Stock eines schäbigen Hôtel meublé der zweitschmutzigsten Straße des Quartier latin wenig genug kostet, kann ich beim besten Willen

nicht täglich mein Theaterbillet bezahlen, und wäre es der billigste Platz. Ich habe also an die sechs größten Theater einen Brief geschrieben, den Wolff mir aufgesetzt hat. Die Comédie française hat sofort, mit einer unglaublichen Schnelligkeit, freien Eintritt bewilligt. Sie ist für mich am wichtigsten, weil sie die einzige Bühne ist, die ein Repertoire hat (alle andern klappern ein Stück ab: wenn es durchgefallen ist, achtzig Mal; wenn es gefallen hat, tausendmal). Ein höfliches Volk: der Direktor, Jules Claretie, schreibt eigenhändig — trotzdem ich mich in meinem Brief weder auf Wolff noch auf sonst wen oder was berufen habe. Denke Dir: Hülsen. Nach zehn Wochen würde ein Kanzleirat einen Schreibmaschinenbrief in Riesenformat unterzeichnen, worin ein unentwirrbarer Satz andeutete, daß die Königliche General-Intendantur nicht in der Lage sei.

Gestern bei Wolffs diniert, das heißt: um acht Uhr. Nach Tisch, um Zehn, gingen wir auf den Montmartre. Herrlich! Auf einem richtigen Berg eine Stadt für sich (von der man bei Tag eine wunderbare Aussicht über Paris hat), wo lauter Künstler aller Art wohnen, und wo in fast jedem Haus ein Cabaret ist. Wir nahmen La lune rousse, und ich kam aus dem Staunen nicht heraus — immer über dieselben Sachen: über den Charme, die Gutgelauntheit, die Phantasie dieser fünf Leutchen (eine Dame und vier Herren), die in einem kleinen, verräucherten Hinterzimmer, alle zusammen auf einem Podiumchen von höchstens zwei Quadratmetern, zwei Stunden lang die amüsantesten Dinge exekutierten, mit einer ansteckenden naiven Freude an sich selber, und die gewagtesten Dinge, ohne ein einziges Mal plump zu werden. Glückliches Volk! Einzige Stadt!

11. März. Gestern zum ersten Mal in der Comédie. An sich kein Fest. Aber wie gut und richtig und wichtig und durchaus nötig, daß ich dies und das ganze pariser Theaterwesen kennen lerne. Man gewinnt einen neuen Standpunkt, der zugleich ein höherer ist.

13. März. Paris, Paris! Du Wirbel und du Wüste, wo man das Geld zum Fenster hinauswerfen kann und mit drei Francs am Tage auskommt; wo man doppelt so viel arbeitet und doppelt so intensiv genießt; wo man zum ersten Mal im Leben fühlt, was Kultur ist, organisch gewachsene, jeder kleinsten Lebensregung mitgeteilte Kultur. Köstlich der Größenwahn dieses Volkes, das nur sich selbst kennt, nichts Fremdes an sich heranläßt oder es doch sich anpaßt und nicht sich ihm. Warum nur lernen wir Deutschen nicht das von den Franzosen!

15. März. Bei Wolffs kramten wir gestern Nacht um Eins in Briefen, wobei Prachtstücke des alten Fontane zutage — das geht ja nicht — also ans elektrische Licht kamen, und in Bildern, worunter sich drei aus der frischsten Jugend unsrer guten Lehmann fanden. Eins schenkte er mir; er sah mir wohl an, was für eine Riesenfreude er mir damit machen würde.

18. März. Das Bild auf diesem Briefbogen stellt den Palazzo vecchio in Florenz vor mit der Piazza della Signoria, auf der ich gewohnt habe, immer diesen wundervollen Turm, das Wahrzeichen der Stadt, vor Augen. Aber mag es banausisch sein oder undankbar oder was immer: ganz Italien verblaßt allmählich vor dem einen Paris, weil die Natur kaum geringer — allein die Seine! — die Kunst ebenso groß und die Kultur unvergleichlich größer ist. Allerdings bedarf das alles der ausführlichsten Begründungen, die von Mund zu Ohr gegeben ersprießlicher sind als von Hand zu Auge.

26. März. Das Theater ist hier doch ein unbegrenztes Gebiet von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit. Ich habe dabei erst einen geringen Teil gesehen. Gestern: Théâtre Antoine (vergleiche: Das Theater der Reichshauptstadt, Kapitel Vier, Erster Absatz). Bisher das beste Ensemble und die beste Regie. Ein Tendenzstück von Brioux, auf den man bei diesem wie bei allen seinen Dramen Heines Vers anwenden kann: Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung tragend in der zott'gen Hochbrust. Die Gesinnung wird denn auch von einem massenhaften, höchst bourgeois Publikum unaufhörlich stürmisch applaudiert. Ich wünschte, daß diese ‚Avariés‘ wegen ihres volksaufklärenden Inhalts, trotz dem ganz geringen Kunstwert, überall in Deutschland gegeben würden. Leider läßt es die Zensur nicht zu. Und das ist wieder etwas, worin Frankreich mit seiner Devise ‚Liberté‘ uns weit voraus ist.

27. März. ‚Figaros Hochzeit‘ am Sonntag nachmittag? Es ging gar nicht. Eine Riesenkuppelhalle im Trocadéro, sechstausend Personen fassend und nicht zu heizen. Keine Bühne, kein Vorhang, keine Dekorationen, aber ein Souffleur, der durch Stimmkraft für all das zu entschädigen suchte. Von oben Tageslicht, von unten Rampenlicht. Von diesem wurden die Füße, von jenem die Gesichter der Akteure beleuchtet, die sich unsinnigerweise geschminkt hatten, was bei Tageslicht ein Ding der Unmöglichkeit ist. In der Ecke ein Orchesterchen, das in den Zwischenakten zu dem wundervollen Text des Beaumarchais Mozarts gottgesendete Musik verunstaltete. Hinter mir, zehn Köpfe oder Frisuren hoch, ein Backfischpensionat, das in deutscher Sprache alles entzückend und himmlisch nannte. Nach dem zweiten Akt saß ich auf dem Dampfer und fuhr befreit die Seine hinunter.

31. März. Die große Sarah, die ich um einen bescheidenen Platz ersucht hatte, schickt zwei Orchester-Fauteuils. Entweder ist sie so generös oder macht so schlechte Geschäfte. Das werde ich heute abend beurteilen können.

1. April. Sarah war in einem abscheulichen Zustand, der dadurch nichts von seiner Schrecklichkeit verlor, daß er vor Beginn der Vorstellung angekündigt worden war. Wenn sie ihre Stimme erhob, zerstörte sie die Sätze durch Husten, und wenn sie sie ihrer Heiserkeit anpaßte, verstand man keine Silbe. Aber sie ist ihr eigener Direktor — also kann sie in solcher Verfassung spielen; und hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf — also muß sie es. Denn das Ensemble, das sie da um sich gruppiert hat, ohne den Mittelpunkt, würde sich kein Publikum der Welt gefallen lassen. Ich hielt bis zum Schluß des vierten Aktes durch, weil es trotz alledem aufschlußreich ist, einen großen Schauspieler seiner Mittel beraubt spielen zu sehen. Matkowsky gab so einmal seinen besten Fiesko.

3. April. Heute war ein Sonnentag. Ich lief nach Tisch drei Stunden herum — über die Champs Elysées, wo die Kastanienknospen aufspringen und ein einziger Magnolienbaum in Blüte steht, wo es im Freien ein Kasperle-Theater gibt und jedem Spaziergänger das Glück dieses Frühlingstages aus den Augen lachte. Dann saß ich im Parc Monceau, wo es von Babys wimmelt, und der durch vier prachtvolle Tore verschlossen werden kann, so daß man an Maeterlinck denken müßte, wenn nicht auf den Park die Kehrseiten von lauter kleinen Bankiersvillen hinausgingen. Um sechs zum Tee bei Wolffs. Wir überboten uns alle drei in Lobgesängen auf Paris. Ich verstehe, daß Wolffs den Gedanken, diese Stadt irgend einmal verlassen zu sollen, nur mit umflorter Stimme diskutieren. Ich selber — aber das ist noch nicht spruchreif.

4. April. Heut kamen mit der anhaltenden Sonne die kleinen Mädchen des Quartier latin auf ihre Balkone, putzten ihre Frühlingsfähnchen zurecht, setzten neue Bänder auf die Hüte und sangen verliebte Lieder dazu. Auge und Ohr schwelgten.

5. April. O weh! Es regnet wieder Strippen. Die kleinen Mädchen haben sich traurig in ihren Bau zurückgezogen, pressen die Stirn an die Fensterscheiben und müssen auf Auteuil und Neuilly bis nächsten oder übernächsten Sonntag warten. Der Tanzsaal ist kein rechter Ersatz, denn den hat man ja sechs Monate hinter einander gehabt.

7. April. Was noch nicht spruchreif ist? Hältst Du mich für einen so schlechten Frauenkenner, daß ich Dir das geschrieben hätte, wenn es nicht in dem Augenblick spruchreif wurde, wo Deine

erzürnte Antwort und Frage eintreffen mußte?! Also Mitte März war bei Wolffs eine ganz kleine Gesellschaft gewesen: die Korrespondenten der ‚Frankfurter Zeitung‘ und des ‚Berliner Börsen-Couriers‘ und eine deutsche Lehrerin. Wir sechs Deutschen traktierten vorwiegend das Thema: Der Deutsche in Paris. Man redete mir zu, auch in Paris zu bleiben. Ich hatte davon eine schlaflose Nacht. Auf den Einfall war ich gar nicht gekommen. Nun spielte ich damit, drehte ihn hin und her und warf ihn nach Berlin. Eine Folge war dieser Brief des Chefredakteurs der B. Z. am Mittag (der einzigen deutschen Tageszeitung, mit der Vossischen, die an der Hetze gegen mich nicht teilgenommen, ja nicht einmal den Vorfall selbst erwähnt hat): „Mit Interesse habe ich gehört, daß Sie eventuell in Paris bleiben würden. Teilen Sie mir mit, ob Sie für uns korrespondieren wollen. Nur Theater und Kunst ginge nicht. Wenn Sie sich aber entschließen könnten, den Kreis Ihrer Tätigkeit zu erweitern, das heißt: über alles Mögliche und Unmögliches zu schreiben, so könnte ich Sie als ‚Schreibenden Korrespondenten‘ der B. Z. am Mittag engagieren und Ihnen ein sicheres Einkommen in Aussicht stellen. Mit Rechtsanwalt Ullstein habe ich deswegen schon gesprochen und fand ihn einverstanden.“ In dem Augenblick, wo der Traum Gestalt anzunehmen begann, war er für mich zunichte. Als Kind mußte ich immer eingesungen werden. Eins meiner Lieblingslieder hieß: Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt . . . Es ist gar kein Wiegenlied, sondern ein Turnerlied; aber mein inneres Tempo war immer so vehement, daß ich selbst für den Schlaf einen Marschrhythmus brauchte. Jetzt aber in die Knechtschaft zu marschieren, wäre nicht nach meinem Sinn. Wenn es morgen einem Hallunken gefällt, die B. Z. zu tadeln oder zu höhnen, daß sie den übelbeleumundeten Herrn Jacobsohn „gewonnen“ habe, so werden die fünf Brüder Ullstein fünf schiefe Gesichter ziehen. Ah nein! Dazu bin ich nicht so alt geworden. Ich will Herr eines eigenen Blattes sein und will zurück nach Berlin. Das vor allem. Lieber als hier „ein sicheres Einkommen“ von vierhundertneunundachtzig Mark und dreißig Pfennigen im Monat zu verzehren, will ich in Berlin wieder mit achtundvierzig Mark und dreiundneunzig Pfennigen anfangen. Mit zusammengebissenen Zähnen und einer Geduld, die nichts ermatten wird, will ich mir einen Fußbreit Boden nach dem andern zurückgewinnen — in der Stadt, die meine Heimat ist. Ich genieße wollüstig die Zukunft. Ich sehe die „Abtrünnigen“ vor mir. Nach zwei Monaten oder noch früher werden sie stutzig werden; nach anderthalb Jahren werden sie mir innerlich alles abgeben haben; und nach drei Jahren werden sie zu mir kommen und mir Gelegenheit geben,

über einen reuigen Sünder mehr Freude zu empfinden als über zehn Gerechte. Von all dem habe ich selbstverständlich Herrn Auspitzer nichts geschrieben. Ich habe ihm einfach Bedingungen, mehr ideelle als materielle, gestellt, die mir einen Absagebrief eintragen mußten. Der ist gestern gekommen, und damit ist die Angelegenheit für mich erledigt. Du weißt ganz genau, weshalb ich solche Dinge in der Ferne ohne Dich mit mir abmache, und wirst nicht nachträglich grollen.

10. April. Gestern: Victor Hugos ‚Ruy Blas‘ in der Comédie. Sehr interessant. Wenngleich ich endlich einmal sagen will, daß ich für einen Hauch unsrer guten Lehmann oder des herrlichen Sauer (von dem gestern eine Karte liebevollen Gedenkens eintraf) alles hingäbe, was ich bis jetzt hier gesehen habe, trotz allen Appetitlichkeiten, trotz aller Wohlgefälligkeit der Appretierung. Vielleicht sind das eintägige Heimwehgefühle. Es kommt wohl auch Stärkeres: die Saison beginnt hier erst. Und ‚Ruy Blas‘? Man darf nicht mit berliner Forderungen von Anno Neunundachtzig (siehe: Das Theater der Reichshauptstadt, Kapitel Vier) an die alten französischen Barden herantreten, weder an den Dichter Hugo noch an den Interpreten Mounet-Sully, der schon in Anbetracht seiner vierundsechzig Jahre Enormes leistet. Da er offenbar eine ragende Säule der europäischen Kritik wie mich im Theater ahnte, legte er sich so ins Zeug, daß er für Montag leider den König Oedipus absagen mußte — angeblich seine Glanzrolle.

20. April. Endlich zum ersten Mal in der Opéra. Innen und außen das imposanteste Theater, das ich noch gesehen. Das Foyer allein ein Labyrinth. Ferner eine Bibliothek und ein Museum. Die Bühne unwahrscheinlich riesenhaft. Auf ihr rechts und links drei Logen über einander, für zahlende Zuschauer — hinter dem Vorhang; sehr amüsant.

23. April. Gestern gab es die Premiere von Fuldas ‚Talisman‘ in einer französischen Bearbeitung. Ohne mir. Aber was ich bemerkte, war übel. Ich liebe Fulda nicht — wer liebt ihn? — und kann trotzdem nicht billigen, daß man einen Mann, der mit redlichem Bemühen und anständigem Ergebnis Molière und Rostand eingedeutscht hat, auf dem Theaterzettel kaum nennt (mit Tinte wurde in der letzten Minute hingeschrieben: d'après Fulda), daß man ihm den letzten Akt streicht, daß man den vorletzten mit Mord und Totschlag endigen läßt, und daß heute eine große pariser Zeitung schreibt, Herr Fulda habe zu einem Märchen von Andersen vor Jahren eine nette Musik geschrieben und Herr Malossol habe jetzt den Text geliefert. Die Franzosen sind zu gleicher Zeit das kultivierteste und das barbarischste Volk und haben es wegen ihrer

Kultur nicht nötig, daß der unbefangene Beobachter ihre Barbareien verschweigt.

25. April. . . in Paris wird man nämlich höflich (was ein verrohter Kritiker gar nicht genug werden kann). In Paris kommt man auch hinter Dumas den Sohn, von dem man nichts weiß, ehe man nicht in der Comédie eins seiner Dramen hat aufführen sehen. Wie hat dieser gerissene alte Knabe die Massenseele seines Volkes erfaßt! Das ganze Theater stand gestern unter Wasser. Vor dem allgemeinen Geschluchz verstand man die Mimen nicht mehr. Und dabei wurde weder Denise selbst noch ihre Umgebung besonders gut gespielt. Wie überhaupt die Comédie so wenig das erste pariser Theater ist wie in Berlin das Schauspielhaus.

29. April. Wieviel vernünftiger ist jetzt mein Tag ausgefüllt, wo ich nicht Stunden damit verbringe, wiener ‚Freunde‘ in ihrem Ungemach schriftlich zu trösten, und ebensoviel Stunden, mir von berliner ‚Freunden‘ ihre Schmerzen vorstöhnen zu lassen. Welche Zeit-, Nerven- und Gefühlsvergeudung an ein Phantom, an den Begriff Freundschaft, den es nicht gibt. Von meiner Tür ist keiner noch gegangen, der nicht Verständnis wenigstens empfangen. Zurückgeliefert haben es nicht alle. Aber vielleicht ist Verständnis überhaupt das Höchste, was man von einem Menschen verlangen kann und darum eben nie verlangen darf. Ich klage ja auch keineswegs. Nichts ist vergebens, denn du wirst. Die Hauptsache: hier wird gearbeitet und abermals gearbeitet. Und es ist so schön, in dieser Stadt zu arbeiten, deren Signatur weit mehr die Arbeit als das Vergnügen ist. Wenn ich frühmorgens auf meinen himmelhohen Balkon trete — ich habe nie gewußt, wie wertvoll solch ein kleines Ding ist — und rechts auf dem Boulevard Saint Germain Handarbeiter aller Art und beiderlei Geschlechts an ihr Tagewerk, links in der Rue des Ecoles die Kopfarbeiter, Männlein und Weiblein, in die Sorbonne gehen sehe, dann stellt sich mein Glücksgefühl ein. Dann bin ich „im Bilde“ und bald auch im Zuge. Mit einer wahren Wolfsgier freiß ich mich in die französische Literatur hinein: in Rousseau, Voltaire, Taine, Flaubert. Reiche und Welten! Und manchmal droht ganz von weitem wieder die Gefahr, der ich zwar hier nicht erliegen kann, aber in Berlin erlegen bin, und die keiner so gut geschildert hat wie Lassalle: „Ich arbeite, martere mich ab, drücke mir den rotglühenden Stachel immer tiefer in die Flanken, hetze mich ab, reibe mich auf und in dieser verzehrenden Leidenschaft, in der ich dann mich winde und ringe, die mir die Seele durchdringt und den Geist beschäftigt, täglich, bis mir die Augen zufallen — in dieser wahnsinnigen Nerven-

zerrüttung fühle ich mich gesättigt.“ Gott sei mir Armern in der Zukunft gnädig!

2. Mai. Comédie: L'Etrangère. Ich schreibe diese Karte in einer der endlosen pariser Pausen, an die ich mich noch immer nicht gewöhnt habe. Aber sonst ist es ein Vergnügen. Man sitzt unter lauter gut angezogenen Menschen von weltmännischem Benehmen, freut sich an dem Schauspieler Le Bargy, dem Typus des Verfluchten Kerls, hört mit Profit eine leichte und amüsante Konversation und fragt fortwährend: Sind die Leute bei uns nicht drollig? Dieser Dumas hat keine Szene geschrieben, die ihm unser großer Lindau nicht nachempfunden, nachgedacht und nachgemacht hätte — keine einzige. So was bleibt gänzlich straffrei, und zehn Sätze von einem andern zu behalten: das wird streng bestraft. Ein Segen, daß die Strafe sich in nichts von einer Belohnung, aber schon einer sehr hohen Belohnung, unterscheidet.

5. Mai. Gestern der alte Coquelin, einer meiner Lieblinge, so ziemlich der größte Techniker und doch auf dem Grund einer kräftigen, saftigen, temperamentvollen und humorhaften Natur. Er spielte keine von seinen Glanzrollen, sondern nur den Abbé Constantin in einer recht kindlichen Farce. Es schadete nichts. Es war eine Freude.

10. Mai. Heute habe ich nach Tisch Hofmannsthal aus seinem Hotel abgeholt, bin anderthalb Stunden mit ihm langsam in den Tuileries auf- und abgegangen und habe ihm auseinandergesetzt, was für ein Blatt ich machen will. Ein Blatt: jung, tapfer, farbig, ohne Profitsucht, ohne alle Konzessionen, ganz durchglüht von einem Willen, meinem Willen; wo jeder sagen kann, was ihm die andern Blätter aus Dummheit oder Feigheit verwehren; das sich der keimenden Kräfte in Dichtung und Kritik mit Leidenschaft annimmt. Ich habe, glaube ich, besondere Erziehertalente, aber auch eine so wütende Sachlichkeit, daß ich nie zögern werde, Schriftsteller zu drucken, die mehr sind und mehr können als ich. Im Gegenteil: ich werde sie, wenn nötig, mit der Laterne suchen und mit dem Lasso einfangen. Herrlich denk' ichs mir, nach meinem Geschmack jede Woche gewissermaßen ein Haus zu bauen, das immer eine andre und doch immer dieselbe Physiognomie haben wird, in immer neuem, immer wertvollem Menschenmaterial zu arbeiten — Regisseur einer gedruckten Bühne. Ich hatte mich ordentlich in Hitze geredet. Hofmannsthal war sehr angetan und versprach unaufgefordert einen Beitrag für die erste Nummer.

14. Mai. Saison und Frühjahr sind auf der Höhe. Ich weiß nicht, worauf ich zuerst blicken, mich zuerst stürzen soll. Schwer, still zu sitzen. Nötig ist trotzdem, allerlei Korrespondenzen fürs

Blatt zu erledigen. Nötig ist nicht mehr, meine Eindrücke für Dich aufzuschreiben. Ich sage täglich, wie's mir geht. Wenn ich zurück bin, fragst Du mich gehörig aus, fragst nach: Guitry, Bartet, Granier, Lavallière, Caruso (!), Yvette, Monsieur de la Palisse, Opéra comique, Grand Guignol, Bois de Boulogne, Armenonville, Luxembourg, Versailles, Saint Germain und möglichst noch ein paar Mal nach Guitry. Das ist ein Kerl!

23. Mai. Vorgestern hat endlich Mounet-Sully den Oedipus gespielt. Es lohnt allein die Reis: nach Paris. Nur von Mitterwurzer und Matkowsky war und ist dergleichen zu erleben. Ich habe geglaubt, daß es genügen wird, wenn ich zwei Abende nichts andres sehe. Es genügt nicht — ich mußte mich von dem Eindruck befreien. Ich habe mir also einzureden versucht, daß ich wirklich pariser Korrespondent der B. Z. am Mittag geworden bin und meinen ersten Artikel zu verfassen habe. Hier hast Du ihn.

Ich bin nicht zufrieden mit mir. Durchaus nicht. Es ist Mai, und ich bin ganz aus der Übung. Aber ich habe mich wenigstens wieder gespürt. Mein Handgelenk, meine faculté maîtresse, meine besondere Begabung: von der Bühne herab einen Eindruck rein zu empfangen, richtig zu bewerten, anschaulich darzustellen — und das alles mit Passion zu tun. Dieses Talent ist so spezifisch, daß es in einer Theaterstadt wie Berlin immer begehrt werden muß. Gewiß nicht von den Zeitungen; aber von den Theaterinteressenten und von den Theaterleuten selbst, die in aller schnaubenden Wut von jeher gewußt oder doch gewittert haben, wer ich bin, und daß ich zu ihnen gehöre. Denn hätten sie jemals Wut geschnaubt, wenn nicht jedes meiner Worte säße und träfe?! Nein, ich habe niemals Angst um mich gehabt und hab' sie jetzt erst recht nicht.

23. Mai. Wolffs hatten zu einem Abschiedsabend für mich ein paar Leute gebeten. Es war schön, ausgiebig und unbändig lustig. So viel lach' ich sonst nur in vier Wochen zusammen. Wolffs aber — auf daß sie lange leben und es ihnen wohlgerhe auf Erden!

29. Mai. Max Martersteig bittet mich, die Rückreise in Cöln zu unterbrechen und ein bißchen bei ihm zu bleiben. Ich freue mich sehr, ihn wiederzusehen. Er stieg, als ich fiel; avancierte vom bescheidenen Privatgelehrten zum Intendanten, als ich ins sogenannte Exil ging; kam zu Wohlstand, als ich brotlos wurde. Es muß S. J. interessieren, wie M. M., und M. M., wie S. J. den Wandel vertragen hat. S. J. hat ihn gut vertragen.

*

FOF S. J. flog förmlich nach Berlin. Er fuhr von Cöln des Nachts. Das Coupé war leer. Er wälzte sich auf der Holzbank, fiebernd, in Flammen. Fortwährend sprang er ans Fenster, ob denn Berlin nicht endlich zu entdecken sei. Er wußte sich stark. Was wollte er nicht alles! Noch einmal: Speere werfen und die Götter ehren. Noch einmal: des Hasses Kraft, die Macht der Liebe auf Gebilde schlechter, guter Kunst entsenden. Ganz von vorn beginnen. Sich wehren, von der Zehe bis zum Scheitel dicht gewaffnet. Kämpfen, siegen und zurückerobern — mehr, viel mehr erobern, als er je besessen! Plötzlich lag die Stadt in morgendlicher Junisonne vor ihm. Da löste sich in einem Tränenguß des Glücks der Glutkrampf dieser letzten Stunden. Er war zu Haus. Er hörte Stimmen, drückte Hände, fühlte Lippen, sah in Augen, die zu ihm, die ihm gehörten. Bis zum Abend wurde kreuz und quer berichtet aus sechs langen Monaten. Dann zog es ihn ins Schauspielhaus. Der Melchthal seiner Kindheit war in diesem Winter, hinter seinem Rücken Tell geworden. Das durfte man um keinen Tag verschieben. Es war wie 1890, wie vor fünfzehn Jahren. Als wäre er zum ersten Male im Theater und ein Kind. In der Pause schritt er durch die Gänge und streichelte ganz heimlich die vertrauten Seidenmöbel. Da trat ein fremder junger Mann an ihn heran, entpuppte sich als ein „Verehrer“, äußerte nicht wenig Freude ob der Rückkehr des Verehrten und fragte höflich nach der Zukunft. Ein Theaterblatt. Es sei bis in die Einzelheiten fertig — nur die Finanzierung habe man noch nicht einmal begonnen. Ob sich vielleicht der fremde junge Herr beteiligen . . . Ja, das wolle er, und mit Vergnügen; auch sei ein Freund vorhanden, der gewiß dieselbe Summe oder eine größere dazusteuern werde. Schillers zweite Hälfte tönte wie von Shakespeare. Und als der Gründer, aller Not enthoben, nachher mit Matkowsky beim Burgunder saß — da stiegen gute Wünsche für das neue Blatt zu einem Himmel, der sie hörte.